

Mit Israel verband ich damals nicht die Geschichte des Christentums, auch nicht die der Juden oder Muslime, selbst der Nahostkonflikt war bis dahin fast spurlos an mir vorübergegangen. Mit Israel verband ich etwas ganz anderes. Nämlich die schlüpfrige Filmreihe, die spätabends über einen privaten Sender flimmerte: *Eis am Stiel*. Und so kam es, dass ich im Herbst 1988 im Flieger Richtung Tel Aviv saß, um mich herum eine Gruppe bibeltreuer Gitarrenzupfer und Choralmitsommer.

Die erste Woche pilgerten wir auf den Spuren von Jesus durch das Heilige Land, besuchten allerlei Kirchen – und davon gibt es eine ganze Menge in Israel. Während die anderen mit hohen Stimmen Lieder in kalten Kirchen trällerten, zog ich mit meiner Kamera durch die Straßen. Israel war faszinierend. Wir besuchten Jerusalem und Tel Aviv, wir schliefen am See Genezareth in einem Kibbuz oder in Herbergen am Toten Meer. Wir trafen die unterschiedlichsten Menschen. Wir sprachen mit orthodoxen und säkularen Juden, Sephardim und Aschkenasim, wir trafen Araber mit israelischem Pass, Palästinenser, die Christen waren. Wir besuchten Kirchen, Synagogen und Moscheen, die in der Altstadt von Jerusalem nur wenige Meter voneinander entfernt liegen. Und wir sahen sehr viele Soldaten: junge Kerle und Mädels, kaum älter als wir, die lässig eine Maschinenpistole beim Shoppen schulterten, als wäre es ein schicker Rucksack. Das alles verwirrte mich.

Wer war wer? Wer gut, wer böse? Die Grenzen verschwammen. Der erste Aufstand der Palästinenser, die Intifada, tobte. Trotzdem fühlte sich die erste Woche irgendwie wie Urlaub an. Wir waren ja weit weg von den Hotspots im Westjordanland, auch wenn sie nur wenige Kilometer entfernt lagen.

Dann begann die zweite Woche. Wir waren in dem kleinen palästinensischen Ort Beit Jala, direkt neben Bethlehem. Die christliche Gemeinde dort ist eine Partnergemeinde der Kirche, an der unser Religionslehrer Pfarrer war. Eine Woche wohnten wir bei arabischen Familien – und bekamen hautnah mit, was es heißt, in einer Krisenregion zu leben. Tagsüber flogen manchmal Steine, es gab Ausgangssperren, israelische Soldaten düsten in ihren Jeeps durch die engen Gassen, verhafteten Jungs, die teilweise noch jünger waren als wir, nur weil sie sich mit Steinen gegen eine hochgerüstete Armee wehrten – oder hatten sie die Soldaten angegriffen?

Der Blickwinkel entscheidet über die Perspektive. Das gleiche Bild sieht vollkommen anders aus, je nachdem auf welcher Seite man steht. Das lernte ich damals. Auch, dass eine Momentaufnahme nie objektiv sein kann, erst der Blick von allen Seiten erlaubt eine Einschätzung, die im besten Fall der Objektivität nahe kommt.

Wir solidarisierten uns mit den arabischen Familien, bei denen wir wohnten. Wir erlebten hautnah, wie es sich anfühlt, unter einer Besatzung zu leben und mehr noch zu leiden. Wir sahen die Wunden der jungen Männer, die noch Teenager waren, wenn sie nach Tagen aus dem Knast entlassen wurden. Wir waren sprachlos.

Am letzten Abend saßen wir alle zusammen. Wir, die Wohlstandskinder aus Celle, der Pastor aus Beit Jala, unser Religionslehrer – und die jugendlichen Palästinenser. Wir wollten helfen, irgendwie, und in unserer Hilflosigkeit wollte jeder mit seinem Taschengeld ein paar handgeschnitzte Kamele aus dem Holz von Ölbäumen kaufen, mit

denen die Gemeindekasse aufgebessert wird, um Hilfsbedürftigen zu helfen. Der Pastor wiegelte jedoch ab und schenkte jedem von uns eines dieser Kamele. »Ihr müsst uns nichts abkaufen«, sagte er. »Aber wenn ihr uns helfen wollt, dann fliegt nach Hause und erzählt jedem, was ihr hier gesehen und erlebt habt. Das hilft uns mehr als Geld.«

Wenn es also einen Schlüsselmoment für meine Berufswahl als Journalist gab, dann war es sicherlich dieser. Rausgehen in die Welt, sehen und erleben, und anschließend darüber berichten. Nach meiner Rückkehr aus Israel begann ich alles zu lesen, was mit der Region zu tun hatte, studierte später Arabistik und Islamwissenschaften mit dem Schwerpunkt Nahostkonflikt. Zwei Semester verbrachte ich in Ramallah, schrieb meine Magisterarbeit vor Ort. Meine Zielsetzung war klar: Ich wollte Journalist werden! Es war eine gute Entscheidung in einer besseren Zeit. In einer Zeit, als Journalismus noch geschätzt wurde.

Bist du total bescheuert? Krasse Fehlentscheidung! Du wirst schon sehen, was du davon hast. Mit diesen Reaktionen hatte ich gerechnet, als ich meinen Plan verkündete. Aber es kam anders. Es gab kaum jemanden, der mir davon abriet. Vielmehr schienen die meisten meiner Freunde – und mehr noch meine Kollegen – begeistert. Vielleicht waren sie auch nur froh, mich endlich los zu sein, oder aber sie versprachen sich für die Zukunft kostenlosen Urlaub.

Es wäre falsch zu sagen, dass aus meinem Traumjob ein Albtraum geworden war. Nach wie vor war es ein Privileg, als Reporter für ein Monatsmagazin zu arbeiten. Und doch hatte sich etwas geändert. Im Journalismus generell, im Speziellen bei mir. Ich hatte die Begeisterung verloren. Auch weil ich bemerkte, dass viele wirklich gute Texte, über Monate recherchiert, relevant und zudem gut geschrieben, kaum noch Beachtung fanden. Investigative Artikel hatten in der Regel erschreckend niedrige Klickraten. Je belangloser Texte aber waren, desto mehr Aufrufe generierten sie. Und so muss ich mir eingestehen, dass mein meistgelesener Artikel in fünf Jahren bei Deutschlands wichtigstem Wirtschaftsmagazin die Überschrift trug: »Zehn Gründe für den Bürohund«. Ich hatte den Text basierend auf einer Pressemitteilung des Bundesverbandes Bürohund (ja, den gibt es wirklich!) zur Ablenkung zusammengeschrieben.

Der Journalismus erinnert mich bisweilen an die *Titanic*. Ein stolzes Schiff, aber dummerweise ist es bereits mit dem Eisberg kollidiert. Ob der Kapitän die Schuld dafür trägt, wage ich nicht zu beurteilen. Vielmehr habe ich den Eindruck, dass die ganze See voller Eisberge ist, die nicht mehr umschifft werden können. Auch ist keine Rettung in Sicht. Das Boot sinkt. Das Einzige, was wir noch tun können, ist, den Untergang hinauszuzögern, indem wir mit aller Kraft das einbrechende Wasser aus dem Rumpf pumpen und pumpen und pumpen. Vor Erschöpfung kippen einige aus den Latschen.

So wie ich.

EINSTIEG IN DEN AUSSTIEG

AUTOPILOT, DER Wovon bei Autos alle reden, das gibt es bei Booten schon lange: den Autopilot. Er steuert das Boot auf einem festgelegten Kurs, zu einer gesetzten Position oder – für Segler besonders reizvoll – auf einem definierten Kurs zum Wind. Auf See, besonders bei Nacht, ersetzt der Autopilot oft den Steuermann. Seit Jahren warten Skipper aber vergeblich auf den Modus für automatisiertes An- und Ablegen.

BACKBORD Links! Weil auf einem Boot Kommandos klar und deutlich sein müssen, heißt es in der Seefahrt Backbord und › Steuerbord, ausgehend vom › Heck zum › Bug. Steuerbord und Backbord haben auch ihre eigenen Farben. Steuerbord ist grün, Backbord rot. Das gilt für die Lichter an Bord, die bei Nacht anderen Booten die Fahrtrichtung angeben, aber auch für Tonnen, die das Fahrwasser markieren.

Tage und Nächte verbringe ich mit dem Taschenrechner, kritzle Notizen und Gedanken auf Listen, die überschrieben sind mit »Pro« und »Contra«. Ich mache mir Gedanken über meine Rente, über Einkünfte und Ausgaben, über Freunde und Familie, die ich künftig weniger sehen werde. Und natürlich überlege ich, wo und wie ich leben will. Wie viel Geld ich wohl brauchen werde, um leben statt lediglich überleben zu können?

Ich wälze Ordner, um mir erst mal einen Überblick über meine Ausgaben zu verschaffen, über Versicherungen zum Beispiel, die ich in all den Jahren abgeschlossen und nie in Anspruch genommen habe, über Mitgliedschaften in Vereinen und Organisationen. Über sinnvolle und sinnlose Ausgaben. Was kann ich kündigen? Wo kann ich sparen?

In meine private Altersvorsorge werde ich weiterhin einzahlen. Das steht fest. Bei der privaten Krankenversicherung erkundige ich mich, ob die Leistungen auch für das nichteuropäische Ausland gelten, und lasse mir das schriftlich bestätigen. Ich frage bei meiner Bank nach, wie hoch die Gebühren für Abhebungen im nichteuropäischen Ausland sind. 10 Prozent der Summe, die abgehoben wird. Definitiv zu viel, ich wechsle das Institut.

Ein paar Reserven schlummern noch auf meinem Konto, aber nicht viele. Unmöglich, davon ein Boot zu kaufen. Aktien und Fonds: Fehlanzeige! Vermutlich bin ich der einzige Wirtschaftsjournalist, der nie eine Aktie besessen hat. Will ich mir den Traum vom Ausstieg ermöglichen, muss ich also mein Tafelsilber versetzen – sprich meine hypotheckenbelastete Wohnung in Berlin-Friedrichshain, die eigentlich mal als Altersvorsorge gedacht war. Eine zweite Wohnung ein Stockwerk tiefer, die ich an Freunde vermietet habe, behalte ich als stille Reserve. Eigentlich wollte ich die beiden Wohnungen mal zusammenlegen, um eine herrlich große Wohnung zu schaffen. Daraus wird dann wohl nichts mehr. Aber meine Pläne haben sich ja ohnehin geändert. Also

checke ich vergleichbare Wohnungen auf den einschlägigen Immobilienportalen und kann es kaum glauben: Der Preis hat sich in nur fünf Jahren verdoppelt. So bliebe auch nach Auslösung der Hypothek samt Vorfälligkeitszinsen noch genügend Geld für den Neustart, selbst wenn ich vorsichtig kalkuliere, um nicht viel zu früh böse Überraschungen zu erleben. Ich bin erleichtert. Einerseits. Andererseits bin ich wie in Schockstarre. Wenn ich wirklich so viel Geld für die Wohnung bekomme, gibt es absolut keinen Grund mehr, den Schritt in ein neues Leben *nicht* zu wagen, denke ich. Es ist kein Netz mit doppeltem Boden. Sicher nicht. Aber es ist definitiv mehr als ein Strohalm, an den ich mich klammern kann. Und was habe ich schon zu verlieren? Ich bin ungebunden, habe keinerlei Verpflichtungen. Und sollte mein Ausstieg scheitern, dann habe ich wenigstens ein paar schöne Jahre, die mir niemand mehr nehmen können wird. Die Erkenntnis beruhigt mich. Ich widme mich wieder dem Taschenrechner.

Ich setze mir ein Budget für den Bootskauf und gestatte mir monatliche Ausgaben von 3000 Euro, wovon allerdings auch die private Altersvorsorge und die Krankenversicherung bezahlt werden müssen. Allein diese beiden Posten machen zusammen mehr als 1000 Euro aus. Trotzdem bin ich zufrieden mit der Zahl, die auf dem Display des Rechners erscheint: 4,7! Wenn ich mein Budget nicht überschreite, hätte ich also genug Kohle, um 4,7 Jahre meinen Traum zu leben. Genügend Zeit, um mich nach Wegen umzuschauen, wie ich die Bordkasse aufbessern kann. Und jeder Cent, den ich verdiene, jeder Euro, den ich nicht ausbebe, würde die sorgenfreie Zeit verlängern. Trotzdem bin ich mir bewusst, dass auch 4,7 Jahre wie im Fluge vergehen können. Und dann? Dann bin ich zweiundfünfzig Jahre alt. Zu jung für die Rente, vielleicht zu alt für den Arbeitsmarkt?

Aber wie heißt es so schön: Wer nicht wagt, der nicht gewinnt! Also setze ich das Kündigungsschreiben auf, in vollem Bewusstsein, dass jeder der nächsten Schritte nicht mehr rückgängig zu machen ist. Wenn die Kündigung raus ist, ist sie raus. Wenn die Wohnung verkauft ist, bin ich obdachlos. Und schon bin ich beim nächsten Problem: Was mache ich überhaupt mit meinen Möbeln und den anderen Habseligkeiten? Verkaufen? Einlagern? Verschenken? Das eine erscheint mir zu aufwendig, das andere zu teuer.

Die Entscheidung nimmt mir ein junger Franzose namens Aurélien ab. Zusammen mit seiner Freundin ist er einer der ersten Interessenten, denen ich die Wohnung zeige. Ich habe mich gegen einen Makler entschieden. Zum einen, weil ich noch hier wohne und nicht möchte, dass plötzlich unerwarteter Besuch im Wohnzimmer steht. Zum anderen geht es mir gegen den Strich, dass Makler eine stattliche Provision auf den Kaufpreis verlangen, nur damit sie die Tür aufschließen und achselzuckend Fragen notieren, um sie an den Verkäufer weiterzuleiten. So ist es mir ergangen, als ich 2013 auf Wohnungssuche in Berlin war. Den teuren Schließservice lehne ich deshalb ab und investiere lieber selber in eine Anzeige.

Aurélien ist nicht der einzige Interessent. Der Wohnungsmarkt in Zeiten von Niedrigzinsen und verfehlter Baupolitik ist brutal. Vor allem Ausländer scheinen

interessiert. Franzosen, Briten, Iren und ein Italiener melden sich. Verglichen mit Paris, London, Dublin oder Rom sind die Preise in Berlin immer noch ein Schnäppchen. Es ruft sogar ein Mitarbeiter einer internationalen Immobiliengesellschaft an, der die Wohnung ungesehen kaufen will. Allerdings für einen niedrigeren Preis, dafür sofort. Da ich aber noch einige Zeit in Berlin bleiben muss, kommt das nicht infrage. Als ich Aurélien bereits mündlich zugesagt habe, bieten andere Interessenten einen Aufschlag von 10 Prozent an. Dass ich mich an den Handschlag halten will, verstehen sie nicht. »12 Prozent?«, legen sie stattdessen nach. Ich lehne ab.

Natürlich hat auch Aurélien noch versucht, am Preis zu drehen, aber schließlich akzeptiert er meinen Vorschlag, was mir viel Mühe erspart. Ich lasse alles, bis auf meine privaten Sachen, in der Wohnung. Ohne Aufpreis. Möbel, Inventar, Fernseher, Telefon, meine heiß geliebte italienische Espressomaschine, Küchenutensilien, die Klobürste, selbst die Bilder an der Wand und die Bücher auf den Regalen. Es schreckt ihn nicht einmal ab, dass ein Bild, ein Schwarz-Weiß-Stich auf Alu-Dibond, mich bei einer Strandsegelregatta zeigt. Aurelién, der in einer WG lebt, kann alles gebrauchen. Bei einem Boot würde in dem Inserat stehen: »mit Pött und Pan«.

Nach der eingereichten Kündigung und dem verhandelten Verkauf der Wohnung steht der nächste Schritt an. Wahrscheinlich der wichtigste: Ich muss ein passendes Boot finden. An Auswahl mangelt es nicht. Es gibt Hunderte Angebote im Internet. Im Idealfall liegt das Boot bereits in der Türkei, Griechenland wäre auch noch okay, beschließe ich. Frühestens im Oktober, so der Plan, werde ich umsiedeln. Kurz bevor die Herbststürme einsetzen. Um die Auswahl einzugrenzen, muss ich mir zunächst klarmachen, wonach ich eigentlich suche. Schließlich wird das Boot mein zukünftiges und zudem einziges Zuhause sein, dazu mein Büro und auch mein Hobby.

Die Wahl des Bootstyps und der Ausstattung ist abhängig vom Revier. Mir ist klar, dass ich mein Abenteuer am Mittelmeer starten will, konkret in der Türkei. Ich kenne das Land, ich mag nicht nur die ausgezeichnete Küche, sondern auch die Offenheit und Lebensfreude der Menschen. Und sogar die Sprache habe ich einmal gelernt. Wenn auch nur rudimentär, damals beim Studium. Das Stipendium der Ankara Üniversitesi, Zweigstelle Izmir, das ich 1997 bekommen hatte, sagt aber beileibe nichts über meine Sprachkenntnisse aus. Mein Kommilitone Alex und ich wurden geradezu genötigt, das Stipendium anzunehmen, das die Türkei für die beiden besten Türkisch-Studenten an der Universität Würzburg ausgelobt hatte. Und bei aller Bescheidenheit, natürlich waren Alex und ich die besten unseres Fachs. Aber eben auch die einzigen. Und eigentlich ziemlich schlecht. Unsere Dozentin bestand jedoch darauf, das Angebot anzunehmen, sonst würde wohl nie wieder ein solches folgen. Also willigten wir widerwillig ein, flogen nach Izmir – und versagten beim Einstufungstest. Obwohl wir bereits drei Semester Türkisch studierten, fanden wir uns im Anfängerkurs wieder. Aber es war eine wunderbare Zeit in einem spannenden Land.

Spanien, Italien, Kroatien, Griechenland – überall habe ich bereits Boote gechartert. Überall war es schön. An einigen Orten aber auch ganz schön teuer. Die Türkei war nur